

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 62 (1957-1958)
Heft: 5

Artikel: Vom Umgang mit Märchen
Autor: Comiotto, Hans Rainer
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316706>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Umgang mit Märchen

Wir freuen uns, den packenden Vortrag von Herrn H. R. Comiotte, gehalten an der Tagung der Interkantonalen Arbeitsgemeinschaft für die Unterstufe (9. Nov. 1957 in Zürich), in unserer *Märchen- und Puppenspiel-Nummer* bringen zu dürfen.

Liebe Kolleginnen und Kollegen!
Verehrte Zuhörer!



Von Märchen zu reden, ohne erst für eine kleine stille Weile das Bild der Großmutter in verklärter Erinnerung zu schauen, wäre nur ein halbes Beginnen. Von Märchen zu reden, ohne etwa innezuhalten und der eigenen Erlebnisse mit Märchen sich freundlich zu erinnern, der eigenen Beziehungen zu den Märchen sich zu vergewissern, hieße an der Wahrhaftigkeit vorübergehen, ohne die ein Umgang mit Märchen nicht denkbar ist.

Als ich das erste Jahr zur Schule ging, saß ich an einem Winternachmittag allein mit meiner Großmutter zu Hause in der Stube. Die Großmutter las beim grünen Ofen; ich spielte etwas gelangweilt am Tisch mit allerlei Spielzeug. Auf einmal spürte ich ein seltsam brennendes Verlangen, das kleine, merkwürdige Buch zu sehen, das mein Vater letzthin von einem Freund geliehen bekommen hatte. Ich hatte gehört, es sei ein Märchenbuch für große Leute. Nun stand es aber, meinem Verlangen entrückt, auf dem obersten Regal des väterlichen Bücherschrankes. Das Büchlein ließ mir keine Ruhe. Ich schlüpfte leise zur Stubentüre hinaus, meine Großmutter schien es kaum zu bemerken. Draußen im Korridor sahen mich die drei kleinen Augenfensterchen des Kohlenofens rotglühend und unheimlich an. Ich kam nicht so leicht in Vaters Zimmer hinein. Staffelei, Zeichenbrett und Bilder standen hinter der Türe und ließen sie nicht ganz aufgehen. Aber ich zwängte mich durch. Es kostete mich einige Kletterkünste, das unscheinbare braune Büchlein herabzuholen. Als ich es endlich in meinen Händen hielt und zitternd darin blätterte, war ich doch sehr enttäuscht. Es standen Buchstaben darin, die ich nicht lesen, Wörter, die ich nicht verstehen konnte. Zwischen den bedruckten Seiten entdeckte ich aber endlich ein paar farbige Bilder, die mich mit magischer Kraft fesselten. Es waren seltsame Gestalten auf diesen Tafeln gemalt, duftige Feen, Elfen und anderes Gelichter. Aber das herrlichste war der Hintergrund, aus dem diese Figuren hervortraten. Das war ein brennendes, himmlisches Blau, so schön, wie ich es noch nie gesehen hatte. Es dünkte mich das schönste Blau der Welt. Ich weiß nicht, wie lange ich meine Bubenaugen in diese wunderbaren Bilder versenkt hatte, es muß sehr lange gewesen sein. Als ich wieder leise in die Stube zurückging, las meine Großmutter immer noch.

Wir redeten nie etwas zusammen über diese heimliche Büchershmökerei, doch bleibt mir die Gestalt meiner Großmutter untrennbar mit dem erregenden Erlebnis jener Stunde verbunden.

Ich weiß heute, daß jenes geheimnisvolle Büchlein Christoph Martin Wielands Feenmärchen enthielt. Ich ahne aber auch, was mich antrieb, das Büchlein zu betrachten. Es war die Sehnsucht des Kindes nach dem Wunderbaren. Es war die Sehnsucht des Kindes nach dem *Märchen*. Dieser Hunger nach dem Wunderbaren und Unbegreiflichen ist beim Kinde immer da; es ist ein Urtrieb. Er offenbart sich in kleinsten Geschehnissen, so, wenn etwa ein paar Mädchen den regnerischen Tag durch farbiges Menschenhautpapier betrachten oder wenn Buben zu einem Abenteuer im Walde ausziehen, das allein in ihrer Vorstellung schön und erregend lebt. Am stärksten aber tritt

diese Ursehnsucht zutage, wenn Kinder nach Märchen verlangen. Der größte Lausbub gebärdet sich wie ein artiges Schäflein, wenn eine wundersame Geschichte erzählt wird.

Das Kind ist dem Wunderbaren zugeneigt; es bedarf der Märchen. Aber auch der Erwachsene steht dem Wunderbaren nicht so fremd und unberührt gegenüber, wie er oft wahrhaben will. Es hält doch schwer, eines der schönsten Geschenke an unsere Seele zu verleugnen: die *Phantasie*. Und wer da dieser so vielbescholtenen, scheinbar so überflüssigen Geistesgabe angesichts der harten Welt in nüchternem Sinn schon längst den Scheidebrief gegeben hat, wer sie nicht mehr als den eigentlichen guten Geist der Arbeit, die freundliche Begleiterin unseres Lebens anerkennt, den sucht sie ungebeten im Traume auf und umgaukelt ihn mit buntem Spiel.

In unsrern Tagen versucht sie auch nicht ohne Erfolg auf dem Umweg über den Fernsehschirm den Menschen wieder in ihren Bann zu ziehen. Ich denke mit Lächeln an eine Begebenheit, die sich diesen Herbst zutrug. In einem rheinischen Städtchen hatten sich ein paar Freunde, lauter angegraute Herren, zum Dämmerschoppen versammelt. Ich saß mitten unter ihnen, und es wurde eifrig über Geld und Gut, von Autos und Politik geredet. Als nun aber die Fernsehstunde gekommen war und alles gespannt zum Guckkasten in der Gaststubenecke blickte, da wurde keine Aktualität angekündigt — nein, auf dem hellen Schirm zog ein Schattenspiel, zogen die Gestalten aus Hans Christian Andersens Märchen vom Schweinehirten anmutig tanzend und agierend vorüber. Sie hätten hören müssen, wie still es in dieser rheinischen Gaststube mit einemmal wurde. Sie hätten sehen müssen, mit welch herzlicher Andacht die alten Herren sich an diesem Märchenspiel ergötzten. Manch einer vergaß sein Glas neben sich, und ein bejahrter Bergwerksmeister ließ, als die Sendung zu Ende war, ein frohes Kinderlachen ertönen und sagte: Das war aber schön!

Gerade die Phantasie hilft uns zur Erkenntnis, daß letztlich die Dinge dieser Erde Leuchtkraft und Bestand aus einer andern Welt haben. Sie läßt uns ahnen, daß noch etwas hinter den Dingen ist; sie führt uns hin zum Göttlichen. Damit ist auch ihr Ursprung angedeutet und ihre Wesentlichkeit für den Menschen. Sogar die Religion kann ihrer nicht entbehren. Ihre schönste irdische Heimat aber hat die Phantasie in der Kunst gefunden, die nach einem Worte Adalbert Stifters das Göttliche im Kleide des Reizes ist. Sie wirkt aber auch — bescheidener nur — im alten guten Handwerk und in jeder persönlich gestalteten Arbeit. In besonders inniger Weise aber hat die Phantasie Heimat in der Seele des Kindes genommen, denn Kinder sind dem Ahnungsvollen noch zugeneigt und haben das Staunen vor der Welt noch nicht verlernt. Es ist aber gerade hier zu betonen, daß Phantasiegestaltungen des Kindes niemals mit den Gestaltungen des Künstlers auf eine Ebene zu setzen sind. Wenn das Kind formt und bildet, so ist ihm das reines, befreiendes Spiel. Es freut sich der Zufälligkeiten und ist mit seiner Gestaltung leicht zufrieden, weil sie ihm Spiel der Seele ist. Es ahnt nichts von der Not des Künstlers, der darum ringt, seine Gestaltung dem innerlich geschauten Bilde gleichwerden zu lassen. Was aber Kindern und Künstlern gemeinsam ist, das ist das ahnungsvolle, ehrfürchtige Staunenkönnen vor allen Dingen und Geschehnissen.

Es ist traurig, daß bei manchen Kindern die Quellen der Phantasie schon früh verschüttet werden. Es ist aber ein Glück, daß diese Quellen jederzeit wieder aufbrechen können, oft mit tröstlicher Kraft. Vielleicht ist uns allen noch jenes Bild gegenwärtig, auf dem ein kleines verlassenes Kind in den Ruinen eines zerbombten Hauses selbstvergessen mit einer Puppe spielend zu sehen war. Ich denke da auch an einen deutschen Maler, der alle Schrecken des Rußlandfeldzuges miterlebt hatte. Dieser Maler erzählte uns, er trage sich wieder mit Plänen zur Illustration der Grimmschen Märchen.

Vergessen wir das Märchen nicht, weder in uns noch in der Welt, sagt dieser Maler oft und oft, wenn wir ihn alljährlich zur Sommerszeit im Schwarzwald wiedersehen. Er will damit bedeuten, das Märchen sei in einer erschütterten Welt ein wahrhafter Hort des Glaubens an Liebe, Treue und Gerechtigkeit, ja noch mehr: das Märchen sei eine ewige tröstliche Wirklichkeit drinnen und draußen.

Gewiß ist, daß wir alle des Märchens irgendwie bedürfen. Ich erinnerte zu Beginn an Großmutter und Enkelkind. Beide stehen sie gleich nahe der geheimnisvollen Schwelle des Erdenlebens. Das Kind ist erst über sie getreten; die Großmutter wird sie bald wieder verlassen. Beide berühren sie fast das Geheimnis jener andern Welt. Ist es da ein Wunder, daß sich frühe Jugend und Greisenalter besonders eng aneinander schließen? Besonders die Großmutter weiß zu erzählen, und wären es allein die frohen und traurigen Geschichten ihres eigenen Lebens, die auch schon fast den altgoldenen Glanz uralter Geschichten tragen. Unversehens schlingt sich dann die Phantasie in diese schlichten Erzählungen, und sie prägen sich dem zuhörenden Kinde in verklärten Bildern ein, die lange haften.

Mit innigem Behagen denke ich an jene Abende zurück, da meine Großmutter und ich gleichzeitig zu Bette gingen. Da ließen wir die Türen unserer Kammern zueinander offenstehen und plauderten noch bis zum Einschlafen miteinander. Da konnte es etwa geschehen, daß sich nach anfänglicher Stille aus dem geheimnisvollen Dunkel der Nacht die Stimme der Großmutter vernehmen ließ und zu erzählen begann. Da berichtete die Großmutter dann aus ihrer Schulzeit, oder sie sagte auch Gedichte und Lieder langsam her, so den «Löwen von Florenz» oder die «Bürgschaft». Ich lauschte und lauschte, bis ich unversehens einschlief. — Meine Großmutter war es auch, die mir das erste dicke Märchenbuch schenkte. Es war so grün wie der Christbaum, unter dem ich die ersten Märchen aus dem Buche las.

So müßten vornehmlich alte Leute Kindern mit rechter Innigkeit Geschichten und Märchen erzählen, da sie selbst dem Geheimnis der Dinge wieder näher stehen als die Menschen des täglichen Lebens und weil sie Zeit und innerer Stille zu Beschaulichkeit und Rückschau haben. Der Mensch unserer Tage aber drängt aus der Märchenstube hinaus in die Unruhe der Welt.

So sind märchenerzählende Großmütter immer seltener geworden. Sie scheinen nicht mehr in unsere Zeit zu passen. Noch in früheren Auflagen unseres schönen Lesebuches «Goldregen» konnte man das trauliche Bildchen Ludwig Richters betrachten, das uns eine solche Erzählstunde der Großmutter recht vor Augen führt. In den neuen Lesebüchern suchen wir vergeblich nach diesem Idyll.

Dennoch ist das Bedürfnis der Kinder nach Märchen nicht geringer geworden, immer noch ist das Verlangen danach groß und stark. Denn wir wissen:

Wir alle und vor allen die Kinder bedürfen der Märchen. Wer soll nun aber den Kindern die Märchen vermitteln, nach denen sie so sehr verlangen? Wir wissen es wohl: es ist die Schule, die dazu berufen ist. Wie der Schule schon manches aufgetragen worden ist, das eigentlich auf den Schultern der häuslichen Erzieher ruhen müßte, so ist sie nun auch, besonders auf der Unterstufe, fast zum alleinigen Hort der Märchen bestellt. Dieses Mittlertum ist freilich eines der vornehmsten unserer Stufe, weil es sich so ganz an Herz und Gemüt des Kindes wendet. Es setzt aber vom Lehrer voraus, daß er Liebe zu Sprache und Dichtung überhaupt mitbringt und seine Stellung zu den Märchen reiflich überprüft. Wer keine Beziehung zu den Märchen finden kann, wer ihnen innerlich fremd gegenübersteht, wird es wohl schwer haben, sie mit der rechten Anteilnahme weiterzuerzählen. Wer aber Märchen erzählt, sollte an sie glauben können.

Es wurde einmal von einem Maler, der vor Jahren in unserm Dorfe lebte, das Bildnis eines reformierten Pfarrherrn gemalt. Der geistliche Herr, eine wahrhaft geistige Gestalt, steht nachdenklich in seiner Studierstube, in welche durch den freundlich-liebevoll gezeichneten Fensterausschnitt — Dorf und Landschaft seiner Kindheit — sehr viel Licht und Heiterkeit kommt. Auf einem Tischchen aber liegt ein Band mit Grimms Märchen. War es bloß eine artige Laune des Künstlers, das Märchenbuch so augenfällig und kühn ins theologische Feld zu rücken? Wollte er mit schalkhaftem Sinn eine besondere Neigung des kunstliebenden Pfarrers andeuten? Wenn er aber darum das Märchenbuch auf das Tischchen des Theologen malte, weil er dachte, Märchenglaube sei Kinder-

glaube, ein Schlüsselchen zum Himmelreich also, und das Märchenbuch in seiner Unschuld hätte die Bibel am allerwenigsten zu fürchten, so lag in dieser Absicht gewiß etwas Weises und Richtiges.

Als die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm auf Weihnachten 1812 ihre erste Sammlung Kinder- und Haussmärchen erscheinen ließen, da schenkten sie allen Menschen deutscher Zunge eine der schönsten Gaben, die je unter den Weihnachtsbaum gelegt wurden. Schuld daran war das Märchen von der Frau Füchsin, die sich die Augen rot geweint hat, ein Märchen, das die Mutter Grimm immer wieder ihren Kindern erzählte, so eindrücklich erzählte, daß es Jakob nicht mehr aus dem Sinn wollte und er, den Spruch Catherlieschens umkehrend, «wo eins ist, muß das andere auch sein», sich mit Wilhelm zusammentat, um diese wundervolle Sammlung zusammenzubringen. Und es erfüllte sich, was die Brüder selbst kaum je zu hoffen gewagt hatten. Die Märchensammlung wurde in ihrer Art zu einem Buch der Bücher, und jede Betrachtung deutscher Volksmärchen, auch die unsrige, kann sich auf nichts Besseres gründen.

Verehrte Zuhörer!

Wenn uns selbst einmal Zweifel an der Wahrheit der Märchen aufsteigen, so sind es gewiß die seltsamen Bilder und Geschehnisse, die uns verwirren. Wer aber Märchen erzählt, sollte an sie glauben können.

Die Brüder Grimm ahnten schon früh, daß in diesen kleinen Geschichten nicht bloß ein willkürliches Spiel der Phantasie zu sehen ist. Sie erkannten und sprachen es in ihrer schönen Vorrede zu den gesammelten Märchen auch aus, daß in diesen Geschichten Reste eines uralten Glaubens durchschimmern. Die spätere Forschung sollte ihnen recht geben. Man stellte fest, daß viele dieser Märchen bis in die Kindheitstage der Menschheit hinabreichen und daß manche der schier unerklärlichen Züge in den Märchen uraltes Fürchten und Hoffen widerspiegeln. Solange die Urvölker noch ihren Götterglauben und ihre Göttersagen, die Mythen, besaßen, hatten sie kein Bedürfnis nach Märchen. Als dann aber diese Mythen durch neue Religionen entkräftet wurden, verschwanden sie doch nicht ganz. Sie streiften vielmehr nur alles Nationale und Ortbedingte ab. Sie behielten gleichsam noch ihren menschlichen Kern, sie wurden zum Seelen- und Kulturspiegel des primitiven Menschen. Die Volksseele mußte irgendwo ihre uralten Empfindungen, ihr Träumen und Wünschen aussprechen können; in den Märchen hat sie es getan. Obgleich hier immer vom Volksmärchen die Rede ist, darf man sich aber doch nicht vorstellen, diese Gebilde hätte das Volk gleichsam als Kollektivdichtung geschaffen. Nein, es gab zu allen Zeiten und bei allen Völkern besonders Begabte, Seher und Barden, die sich und dem Volke zur Freude Empfindungen und Erlebnisse der Seele in solche Geschichten zu kleiden wußten.

Wir vertrauen uns hier auf einen Augenblick dem Lichte der Wissenschaft an, das weite Teile des Märchenwalds hell gemacht hat, und dürfen wohl annehmen, daß uns dort am allerwenigsten Irrlichter täuschen, wo man im Sinne der Brüder Grimm, auf spekulative Deutungsversuche verzichtend, nach tatsächlichen kulturgeschichtlichen Zusammenhängen forschte.

Wenn sich nun an den folgenden paar Beispielen kundtut, welche Fülle uralter Vorstellungen sich in unsern Märchen erhalten hat, so ist dies ein erster Hinweis auf die innere Wahrheit des Märchens, die geschichtliche Wahrheit sozusagen. – In unserm Rumpelstilzchen bleibt der Kobold so lange mächtig über der Königin Kind, bis diese den Namen des Männchens errät. Es steckt in dieser Geschichte die alte Vorstellung, daß das Wissen um einen Namen gleichbedeutend ist mit dem Besitze wirklicher Macht über ein anderes Wesen. Im gleichen Märchen ist auch noch der Glaube erhalten, daß alle überirdischen Mächte ihre eigene Sprache reden. Daher die wunderlichen Namen, welche erst nach langem Raten gefunden werden können. Im Märchen vom liebsten Roland vermag gar der Speichel auf der Schwelle den Fragen der Hexe Antwort zu

geben: es ist ein Bild dafür, daß man den Sitz der Lebenskraft einmal im Blute oder im Speichel vermutete. Wie wunderbar ist doch, daß der Spiegel der bösen Königin im «Schneewittchen» Antwort geben kann. Als dieses Motiv entstand, bewirkte der neu erfundene Spiegel noch Furcht und Staunen vor seiner Kraft. Die Aussetzung neugeborner Kinder oder auch die Opferung von Menschen an Dämonen sind immer wiederkehrende Motive; es sind Spiegelungen alter Sitten. Auch die Träume urzeitlicher Menschen sind in die Märchen eingegangen. Wie beängstigend mußten wohl für jene Menschen die schweren Träume sein, da sie ihnen keinen lichten Glauben entgegenstellen konnten. Besonders die Überwindung von allerlei Hindernissen und Gefahren in den Märchen scheinen nach der Ansicht des bedeutenden Heidelberger Märchenforschers Friedrich Panzer Spiegelbilder solcher Träume zu sein. So betrachtet werden die Märchen zu ernstzunehmenden Geschichtsquellen.

Doch vermögen diese kulturhistorischen Elemente allein nicht die Glaubwürdigkeit der Märchen zu bezeugen, nicht den Märchenglauben zu rechtfertigen. Wir freuen uns zwar der sichern Kunde und vernehmen sie gern aus der Tiefe der Geschichten. Der nahe, lebendige Atem des Märchens aber berührt uns nicht in den Schächten der Geschichte; sein geheimes Wesen, seine Gestalt erscheint uns anderswo deutlicher, liebenswerter, lebensmächtiger. Mir scheint, es lebe in jedem Märchen eine viel tiefere Wahrheit, eine viel ergreifendere Wirklichkeit als bloß die kulturhistorische. Joseph von Eichendorff, der ein sehr wirkliches Leben zu leben hatte, in seinem Dichtertum aber wie selten einer vom geheimen wunderreichen Lied der Dinge zu künden begnadet war, redet solchermaßen vom Märchen:

«Man spricht von Brettern, die die Welt bedeuten; man könnt' es vielmehr vom Märchen sagen... die arme, gebundene Natur träumt von Erlösung und spricht im Traume in abgebrochenen, wundersamen Lauten, röhrend, kindisch, erschütternd, es ist das alte, wundersame Lied, das in allen Dingen schläft. Aber nur ein reiner, gottergebener Sinn kennt die Zauberformel, die es weckt.»

«Die arme, gebundene Natur träumt von Erlösung.»

Wie wundersam ist da mit einem einzigen Satze das Wesen des Märchens getroffen. Was anders sind es als die Grunderfahrungen der menschlichen Seele: Furcht, Gebundensein, Liebe, Wünsche, Sehnsucht nach Erlösung, welche die Gestalten der Märchen bewegen. Es ist unser Leben, das uns aus diesen Geschichten entgegenschaut, in symbolhaften Bildern freilich. Die Sprache der Märchen ist eine Bildsprache der menschlichen Seele. Und weil die Grunderfahrungen der Menschen überall dieselben sind, tragen auch die Märchen verschiedenster Völker ähnliche Züge. Das Märchen ist vornehmlich eine Aussage des einfachen kindlichen Menschen, eine Aussage in Bildern, gleichsam ein Figurenspiel des einfachen menschlichen Lebens: ernst, grausam, heiter, hoffnungsgewiß. «Es ist das alte, wundersame Lied, das in allen Dingen schläft», redet Eichendorff weiter, oder er sagt es mit seiner «Wünschelrute»:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort,
und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort.

Es ist so, die Märchen sind wirklich den einfachen Erscheinungen dieser Welt abgelauscht, und gerade in den Märchen wird es offenbar, daß die irdischen Dinge Bestand und Leuchtkraft aus einer andern Welt haben; sie sind beseelt. Welches aber ist dies Zauberwort, welches ist die Wünschelrute, die uns die Seele der Dinge singen macht? Es ist der reine Kindersinn, der sich Sonne, Mond und Sternen, Menschen und Tieren vertrauend und furchtlos nähern darf als freundlichen Gottesgeschöpfen. «Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während andere, nach dem Volksglauben, die Engel damit beleidigen», schreiben die Brüder Grimm. Schenken nicht die Gestirne dem Töchterchen, das wegen seines Wunsches, ein singendes, springendes Löweneckerchen zu besitzen, so viel leiden muß, röhrende Hilfe? Öffnet sich nicht dem kleinen, armen

Mädchen, das alles vom Leibe verschenkt hat, der Himmel und regnet Sterntaler herab? Es tut not, wieder mehr auf den Trost der Dinge, wie es der Dichter Johannes Kirschweng nennt, zu hören, auf die Sprache der Bäume, Blumen und Landschaften. Es ist damit nicht gemeint, daß in der Schule, gerade auf der Unterstufe, jeder Gegenstand mit Mund und menschlicher Sprache bedacht werde; es ist eher ein stilles Beobachten, Betrachten und Lauschen gemeint, dem die Gnade der Beseelung oft von selbst zufällt. Wenn nur erst ganze Stille die Menschenseele umschließt, so mag wohl gar einmal den längst dem Märchenalter Entwachsenen die Welt mit Märchenbildern entzücken und – berücken. Solches wird schon manchem einsamen Wanderer ähnlich begegnet sein wie dieses zaubrische Herbsterlebnis, das ich vor ein paar Jahren hatte. Ich erzähle es, weil es mich damals recht bewegte. Ich befand mich auf einer Fußreise im obern Donau-tal und wollte, von einem Städtchen herkommend, auf den Abend die alte Abtei Beuron erreichen. Der Weg war weit, ich schlug einen eiligen Schritt an. Weißes, kühles Vesperlicht lag auf dem Talgrund, hing wie Schleier an Wald und Fels und machte Häuser, Höfe und Brücklein wesenlos durchsichtig. Eine unwirkliche Stille war in den Dörfern, die aus den Häusern zu kommen schien. Mit leisem Geschnatter wanderten da und dort weiße Gänse-scharen über die Wiesen. Einmal saßen unten am Ufer des schmalen Donauflüßchens ein Knabe und ein Mädchen, das mit einem Rütchen immerfort auf das dunkle Wasser schlug. Die Gänsemagd, dachte ich, gleich wird sie zum Knaben sprechen:

Weh, weh, Windchen,
nimm Kürdchen sein Hütchen,
und laß 'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschnatzt
und wieder aufgesetzt.

Es war die Zeit des Pflügens. Weit drüben am Rand der Ebene zogen die Gespanne auf und nieder, mächtige schwarze Leiber im flachen Licht der untergehenden Sonne. Riesen bestellten ihre Felder. Der Nebel kam. Ich stieg, ihm zu entfliehen und meinen Weg zu kürzen, zu einem Waldkamm hinauf. Es war Nacht geworden. Als ich eben auf die Höhe kam, ging der Mond auf, unglaublich schnell und groß und rot. Sein Schein fiel ins Tal. Ich schaute hinab, da war unten alles ein breites, ungeheures Wasser, auf dem sich kleine Lichter bewegten – versunken Wiesen, Fluß und Dörfer. Ein Bann zwang mich einen Augenblick, diese verzauberte Landschaft für wahr zu halten. Endlich graute mir ob so viel Täuschung; ich lief, was ich konnte, den Waldhügel hinunter, mitten in den Nebel hinein, den harten Klang meiner Schritte als einziges Zeichen der Wirklichkeit in den Ohren. Ich lief und lief und ruhte nicht, bis ich den kleinen Bahnhof erreicht hatte, in dem es einen Warteraum gab, wo Licht war, wo Menschen waren, die miteinander redeten und durch den lieben, kleinen, irdischen Kosmos ihrer Gespräche mir allmählich das Gefühl der Geborgenheit wieder zurückgaben.

Wenden wir uns nun nach all diesem Besinnen und Erzählen auch der Form-gestalt des Märchens zu, so bemerken wir erst, mit welch wunderbarer Gesetzmäßigkeit da die Phantasie gestaltet hat. Jedes Märchen ist ein kleines Kunstwerk und in sich vollendet, es gehört den Bezirken echter Dichtung an, da seine Handlung in Bildern und Gleichnissen vorgetragen wird. Die Kostbarkeit und schlichte Schönheit der künstleri-schen Form erscheint um so wunderbarer, da sich die Märchen lange von Mund zu Mund fortgeerbt haben, vor allem bei Bauern, Fischern, Jägern, Soldaten, Köhlern, also Leu-ten einfachen Standes. Die Forschung hat gezeigt, daß aber in jahrhundertelanger Tra-dition die mutmaßliche Urgestalt der Märchen nicht stark versehrt worden ist. Einzelne Episoden wurden wohl variiert, doch nicht eigentlich ausgeschmückt, zwei Märchen wurden etwa in eines verschmolzen, so beim «Treuen Johannes». Es scheint, als hätte das Volk diese Geschichten ängstlich in ihrer Schlichtheit bewahren wollen. Die Brüder Grimm erzählen uns von einer solch beispielhaften, fast kultischen Treue im Bewahren alter Märchen:

«Einer jener guten Zufälle aber war es», heißt es in der Vorrede zu den Märchen, «daß wir aus dem bei Kassel gelegenen Dorfe Niederzwehrn eine Bäuerin kennenlernten, die uns die meisten und schönsten Märchen des zweiten Bandes erzählte. Die Frau Viehmännin war noch rüstig und nicht viel über fünfzig Jahre alt. Ihre Gesichtszüge hatten etwas Festes, Verständiges und Angenehmes, und aus großen Augen blickte sie hell und scharf. Sie bewahrte die alten Sagen fest im Gedächtnis und sagte wohl selbst, daß diese Gabe nicht jedem verliehen sei und mancher gar nichts im Zusammenhange behalten könne. Dabei erzählte sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man es wollte, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Übung nachschreiben konnte. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten und wird in seiner Wahrheit nicht zu erkennen sein. Wer an leichte Verfälschung der Überlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der hätte hören müssen, wie genau sie immer bei der Erzählung blieb und auf ihre Richtigkeit eifrig war; sie änderte niemals bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und besserte ein Versehen, sobald sie es bemerkte, mitten in der Rede gleich selber.»

Wir wollen uns der Frau Viehmännin Art zu erzählen wohl merken. Das Märchen geht überall auf Schlichtheit und Klarheit aus. Es liebt scharfprofilierte, leuchtkräftige Figuren. Sie erinnern an die Gestalten auf Goldgrund, die früheste Meister gemalt haben, oder an die Bilder Pieter Brueghels. Das Märchen liebt ebenso klar umrissene Gegenstände. Die Handlung des Märchens ist klar und rein, alles ereignet sich fein säuberlich nacheinander. Die Figuren handeln bedenkenlos, ohne Zögern, Seelenkampf kennen sie kaum. Die Charaktere sind einfach schwarz-weiß gezeichnet, Gut und Bös, Schön und Häßlich, Treu und Untreu stehen in scharfem Gegensatz. Es gibt keine problematische Mitte. Auch der Figurenreichtum des Märchens ist beschränkt, es sind Könige, Prinzen, Prinzessinnen, Holzer, Mägde, Dummlinge, die da an uns vorüberziehen, Stände in denkbarster Gegensätzlichkeit. Für spannungslose, behäbige Bürgerlichkeit ist im Märchen selten Platz. Hindernisse werden überwunden, das Böse wird bestraft, das Gute siegt, der Geringe, der guten Herzens ist, wird erhöht, auch etwa der Dumme, wenn er nur den reinen Kindersinn bewahrt hat. Das Märchen geht am Ende immer über in einen Zustand der Ruhe. Nicht das Abenteuerliche ist sein Ziel, sondern die Ruhe des menschlichen Herzens. Es wendet sich vom Abenteuer zur göttlichen Ordnung. Es geht ihm wie Eichendorffs Taugenichts, der aus den Wirrnissen seiner Italienfahrt heimkehrt in ein ruhiges, sorgenloses Leben, unter die guten alten Bäume der Heimat, in eine stille Häuslichkeit.

Freilich muß wohl immer ein Wunder geschehen, denn das Wunder ist nun einmal die Seele des Märchens. Doch will es uns nicht mehr unwirklich erscheinen, wenn wir uns Eichendorffs Wünschelrute erinnern, die das geringste Ding zum Wunder werden läßt. Das Schöne ist, daß sich im Märchen Leben und Traum in seinen einfachsten Grundzügen offenbart und daß alles Grauen, alles Magische, Grausame und Unheimliche (das nun einmal auch zum Leben gehört) ebenso wie alles Freundliche vergeistigt und verklärt wird.

Märchen sind zwar nicht in erster Linie für Kinder erdacht und aufgezeichnet. Weil ihr Keim aber in den ersten Kindheitstagen der Menschheit gepflanzt wurde, weil ihre Handlung so einfach, ihre sittliche Haltung so klar ist, sind sie eine wunderbare geistige Nahrung für das Kind. Der Elementarschüler, mit seinem noch geringen sittlichen Differenzierungsvermögen, seiner Hingabe an das Wunderbare, seinem Staunen und seiner Fröhlichkeit, findet im Märchen eine rechte geistige Heimat, einen unaufdringlichen Erzieher. So meint es auch Wilhelm Grimm in der herrlichen Vorrede zu den gesammelten Märchen:

«In diesen Eigenschaften aber ist es begründet, wenn sich so leicht aus diesen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergibt: es war weder ihr Zweck noch sind sie darum erfunden, aber es erwächst daraus, wie eine gute Frucht

aus einer gesunden Blüte, ohne Zutun des Menschen. Darin bewährt sich jede echte Poesie, daß sie niemals ohne Beziehung auf das Leben sein kann, denn sie ist aus ihm aufgestiegen und kehrt zu ihm zurück wie die Wolken zu ihrer Geburtsstätte, nachdem sie die Erde getränkt haben.»

Und später, indem er auf die Vorbehalte eingeht, die von manchen Erziehern immer wieder gegenüber grausamen Zügen im Märchen gemacht wurden, sagt er:

«Darum geht innerlich durch diese Dichtungen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen: sie haben gleichsam dieselben bläulich-weißen, makellosen, glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die andern Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind... Wir suchen die Reinheit in der Wahrheit einer geraden, nichts Unrechtes im Rückhalt bergen den Erzählung. Dabei haben wir jeden für das Kinderalter nicht passenden Ausdruck sorgfältig gelöscht. Sollte man dennoch einzuwenden haben, daß Eltern eins und das andere in Verlegenheit setze und ihnen anstößig vorkomme, so daß sie das Buch Kindern nicht geradezu in die Hände geben wollten, so mag für einzelne Fälle die Sorge begründet sein, und sie können dann leicht eine Auswahl treffen: im ganzen, das heißt für einen gesunden Zustand, ist sie gewiß unnötig. Nichts besser kann uns verteidigen als die Natur selber, welche diese Blumen und Blätter in solcher Farbe und Gestalt hat wachsen lassen.»

Dies und alles, was unter den Betrachtungen zu Wesen und Gestalt gesagt wurde, rechtfertigt gewiß den warmen Platz, den das Märchen in den ersten Schuljahren fast überall einnimmt. Indem es eine «endlose Freude» auftut, befreit es das Kind von allerlei Trübem und Dunklem und schenkt ihm die Gewißheit, daß alles Leid vorübergeht. Das Märchen zeigt dem Kind unaufdringlich einfache sittliche Grundsätze und läßt an seiner endlosen Freude Dumme und Gescheite gleicherweise teilhaben.

Selbstverständlich wird der Lehrer den Kindern nie von den Märchendeutungen der Erwachsenen berichten. Das Kind glaubt das Märchen schon, wenn es die Überzeugung des Erzählenden spürt. Und mit der Gewißheit, daß die Märchen ein echtes Zeugnis unsres Herzens sind, dürfte sie jeder Lehrer liebgewinnen und ihnen ganzen Glauben schenken.

Wenn wir Märchen erzählen, wollen wir uns stets der Zweihener Märchenfrau erinnern. Märchen müssen einfach und schlicht erzählt werden, wie diese Frau es tat. Wir besitzen in der Sammlung der Brüder Grimm selbst ein wunderbares Muster gediegener Nacherzählung. Es sind sprachliche Meisterwerke, ja unsere Kinder- und Hausmärchen sind eigentlich erst durch die behutsame Formulierung Wilhelm Grimms zu einem ewigen Schatzkästlein geworden. Folgen wir beim Erzählen den einfachen Linien des Märchens und vermeiden wir alles verwirrende Beiwerk! Machen wir doch aus dem Märchen, das überall zu Hause ist, keine Lokalgeschichten! Es könnte seinen zarten Glanz verlieren.

Es drängt sich nun aber zum Schlusse noch die Frage auf, in welcher Weise das Erlebnis einer Märchenerzählstunde in der Schule vertieft werden könnte. Es gibt zwei Möglichkeiten der Nachgestaltung, die mir besonders wirksam scheinen und eine Vergewaltigung des Märchens unbedingt ausschließen. Ich meine das bildhafte Gestalten, das Malen und Zeichnen, aber auch das Dramatisieren. Beides sollte keinesfalls zu einer Nachbehandlung des Märchens werden, das Kind müßte nur Gelegenheit haben, sich auf solche Weise nochmals mit dem Gehörten auseinanderzusetzen. Je mehr der Lehrer behutsam lenkend zurücksteht und der kindlichen Phantasie freien Raum gewährt, desto echter und schöner wird das Ergebnis sein. Nach einem recht innigen, bildhaften Märchen lassen wir die Schüler am besten zeichnen und malen. Ich denke gerade an «Brüderchen und Schwesterchen». Das Umgehen mit Pinsel und Stift ist am ehesten der Stille verwandt, mit der dieses Märchen anhebt. Haben wir aber vom «Frieder und Catherlieschen» erzählt, so versuchen wir einmal, die Kinder alle Szenen ganz aus sich spielen zu lassen mit allen Narreteien dieser Geschichte. Wie gern tun sie das.

Im Zweifelsfalle scheint es mir richtig, dem bildhaften Gestalten den Vorzug zu geben, weil dabei das Kind gesammelt ist und gewissermaßen noch einmal mit dem Märchen allein ist. Es ist nun freilich nicht gesagt, daß jeder Märchenstunde eine Nachgestaltung folgen muß. Wesentlich ist, daß in gewissen Abständen überhaupt Märchen erzählt werden.

Verehrte Zuhörer!

Ich versuchte, einige Grundzüge des Märchens aufzuzeigen. Es gäbe noch vieles zu sagen, Vergleiche zu ziehen zwischen den Märchen der Völker, die immer wiederkehrenden Symbole näher zu betrachten. Es mögen Anregungen zu eigenem Studium sein. Die Bedeutung des Kunstmärchens hätte erwähnt werden können, wenngleich das rechte, kräftige Brot für die Unterstufe vorzüglich das Volksmärchen bleiben mag. Mit großer Freude hätte ich auch vom Leben der Brüder Grimm, das selber fast ein Märchen der Brudertreue war, berichtet.

Aber das ist ja das Schöne an den Märchen, daß man mit ihnen vielleicht nie ganz fertig wird, ein Zeichen ihrer Unvergänglichkeit.

Wir sind gleichsam zum Dienste an den Märchen aufgerufen. Es lohnt sich, recht oft aus der Schularbeit aufzuschauen ins Land der Märchen, ins Land Orplid, wie es Mörike genannt hat.

Dann wird uns Lehrern selbst auch jenes bleibende Glück zuteil, werden wir selbst auch jene Geborgenheit im Märchen erfahren, von der Mörike in einem Brief an seinen Freund Hartlaub kündet:

«Vorzüglich freut mich die Ankunft der Grimmschen Märchen. Was ich Dich bitte, lies nicht zuviel darin, daß wir's zusammen neu haben! Ich freue mich wie ein Kind ...»

Hans Rainer Comiotto

Strohhalm, Kohle und Bohne

In einem Dorfe wohnte eine arme alte Frau, die hatte ein Gericht Bohnen zusammengebracht und wollte sie kochen. Sie machte also auf ihrem Herd ein Feuer zurecht, und damit es desto schneller brennen sollte, zündete sie es mit einer Handvoll Stroh an. Als sie die Bohnen in den Topf schüttete, entfiel ihr unbemerkt eine, die auf dem Boden neben einen Strohhalm zu liegen kam; bald danach sprang auch eine glühende Kohle vom Herd zu den beiden herab. Da fing der Strohhalm an und sprach: «Liebe Freunde, von wannen kommt ihr her?» Die Kohle antwortete: «Ich bin zu gutem Glück dem Feuer entsprungen, und hätte ich das nicht mit Gewalt durchgesetzt, so war mir der Tod gewiß: ich wäre zu Asche verbrannt.» Die Bohne sagte: «Ich bin auch noch mit heiler Haut davon gekommen, aber hätte mich die Alte in den Topf gebracht, ich wäre ohne Barmherzigkeit zu Brei gekocht worden, wie meine Kameraden.» — «Wäre mir denn ein besseres Schicksal zuteil geworden?», sprach das Stroh, «alle meine Brüder hat die Alte in Feuer und Rauch aufgehen lassen, sechzig hat sie auf einmal gepackt und ums Leben gebracht. Glücklicherweise bin ich ihr zwischen den Fingern durchgeschlüpft.» — «Was sollen wir aber nun anfangen», sprach die Kohle. «Ich meine», antwortete die Bohne, «weil wir so glücklich dem Tode entronnen sind, so wollen wir uns als gute Gesellen zusammenhalten und, damit uns hier nicht wieder ein neues Unglück ereilt, gemeinschaftlich auswandern und in ein fremdes Land ziehen.»

Der Vorschlag gefiel den beiden andern, und sie machten sich miteinander auf den Weg. Bald aber kamen sie an einen kleinen Bach, und da keine Brücke oder Steg da war, so wußten sie nicht, wie sie hinüber kommen sollten. Der Strohhalm fand guten Rat und sprach: «Ich will mich querüber legen, so könnt ihr auf mir wie auf einer Brücke hinübergehen.» Der Strohhalm streckte sich also von einem Ufer zum andern, und die Kohle, die